

Der metaphysische Nazi

Mit ihrem undifferenzierten „Kampf gegen Rechts“ nützt die SPD dem bürgerlichen Lager / Von Mathias Brodtkorb

Seit dem 6. November 2008 kommt in Mecklenburg-Vorpommern gegen Neonazis ein „Comic gegen Rechts“ zum Einsatz. Herausgegeben wurde er im Namen von Innenminister Lorenz Caffier (CDU) vom Verfassungsschutz. Auf 54 bunten Seiten sollen Kinder und Jugendliche spielerisch lernen, dass „rechte Gruppierungen“ böse sind. So wird staatlicherseits bereits dem Nachwuchs eine begriffliche Verwirrung eingeimpft, die sich mit unserer Verfassung kaum vereinbaren lässt. Wenigstens der Verfassungsschutz sollte schließlich den Unterschied zwischen „rechts“ und „rechtsextrem“ kennen. Und es wirkt paradox, dass ein CDU-Innenminister das Schwert faktisch gegen sich selbst – die rechte, bürgerliche Union – richtet.

Auch in der politischen Wissenschaft gilt es als Ehrensache, die Demokratie „gegen Rechts“ zu verteidigen. Darunter leidet seit vierzig Jahren eine Gruppierung, die als „Neue Rechte“ bezeichnet wird. Gründer und Taktgeber dieser „Nouvelle Droite“ ist der französische Publizist Alain de Benoist, der 1968 begann, unter dem Eindruck der Studentenrevolten eine intellektuelle Strömung von rechts zu etablieren. Dies blieb auch in Deutschland nicht ohne Auswirkungen. Heute zählen das Wochenblatt *Junge Freiheit* (JF) sowie das „Institut für Staatspolitik“ (IFS) zur Speerspitze der deutschen Neuen Rechten. So wie die JF eine „taz von rechts“ will das IFS ein „Reemtsma-Institut von rechts“ sein.

De Benoist hat immer betont, dass er mit der hitleristischen Rechten nichts zu tun haben wolle. Im Unterschied zum rassistisch fundierten Großmachtsstreben der alten Rechten gibt der Franzose an, eine gleichberechtigte „Vielfalt der Völker“ anzustreben, er nennt das „Ethnopluralismus“. Glaubt hat ihm das bis heute kaum jemand. Gestritten wird in der Regel lediglich darüber, ob er ein faschistisches Chamäleon sei, wie Thomas Pfeiffer vom Verfassungsschutz NRW mutmaßt, oder ob er lediglich ein Steigbügelhalter der alten extremistischen Rechten sei, wie der Politikwissenschaftler Wolfgang Gessenharter meint. So oder so geht es stets darum, die Fratze Hitlers freizulegen. Diese Gleichung ist aber nur dann folgerichtig, wenn man „Hitler“ und „rechts“ für Synonyme hält, sie vermag jedoch nicht zu erklären, warum Hitler auch Rechte umbringen ließ und Rechte Hitler töten wollten.

Vor allem beschwört sie ein „metaphysisches“ Problem herauf: Wenn schon vor jeder Analyse feststeht, dass einer wie de Benoist ein Neonazi in Nadelstreifen ist, dann kann er machen, was er will. Nur wenn er sich offen als Neonazi bekennt, sind seine Kritiker zufrieden. Untermimmt er jedoch den Versuch, seinen Standpunkt zu erklären und das auch noch mit Feinsinn, kann ihm dies ebenfalls nur zum Nachteil gereichen. Es würde lediglich die Vorurteile seiner Kritiker bestätigen, dass der Franzose ein so gerissener Neonazi ist, dass nicht einmal ein Experte in der Lage ist, ihn zu enttarnen. Der neurechte Intellektuelle entpuppt sich so als „metaphysischer“ Nazi, der seine Gefährlichkeit gerade dadurch zeigt, dass sie nicht nachweisbar ist.

Faschist in Nadelstreifen

De Benoist hat sich oft über diese „Hintergedankenpolizei“ beschwert: „Man denunziert und brandmarkt die Autoren nicht für das, was sie geschrieben, sondern für das, was sie nicht geschrieben haben, aber bestimmt schreiben wollten.“ Mit dieser Schelte steht er keineswegs allein da. Ausgerechnet einer seiner größten Widersacher und der wohl bedeutendsten Analyst des sogenannten Neorassismus, der französische Philosoph Pierre-André Taguieff, springt de Benoist bei. In seinem Hauptwerk „Der Rassismus und sein Double“ (2000) wirft Taguieff dem klassischen Antifaschismus vor, bloß eine zwanghafte Nachahmung seines Gegners zu sein: „Der Rassismus führt, so glaubt man, eine Existenz im Dunkeln und entwickelt seine verurteilenswerte Wirkung von verstecktem Ort aus. Daher erscheint der auf die Rassistenjagd spezialisierte Intellektuelle auf der Bildfläche. Für diesen ideologischen Söldner ist die Philosophie des Verdachts die einzig mögliche Philosophie. So spielen die „Rassisten“ in der von Auschwitz gekennzeichneten Welt die Rolle der Hexenmeister: als Inkarnation des neuen Typus des absolut hassenswer-

ten Häretikers, den der demokratische Konsens braucht.“ Dass Taguieff in Deutschland ausgerechnet vom in neurechten Kreisen wegen seiner „Wehrmachtsausstellung“ so in Verruf geratenen Jan Philipp Reemtsma verlegt wird, macht die Ironie komplett.

Wenn es so etwas wie ein typisch deutsches Vorurteil gibt, dann die Unterstellung, jede rechte politische Erscheinung müsse Scheitel und Oberlippenbärtchen tragen. Dabei hat die Rechte viele Gesichter. Jemandem vorzuwerfen, dass er sich im Sinne einer negativen Gegenidentität an Hitler abarbeitet, verrietet allerdings unhistorisches Denken. Umgekehrt: Gerade das Ausbleiben einer solchen Entwicklung wäre Anzeichen einer mangelnden Auseinandersetzung mit Auschwitz und der eigenen Verantwortung. Indes ändert dies nichts daran, dass sich der Blick des herkömmlichen Antifaschisten noch immer stur auf den Zeitraum von 1933 bis 1945 richtet, während die rechts-extreme Karawane längst weitergezogen und in der Postmoderne angekommen ist. Gegen die Feinde von heute sind die Waffen von gestern stumpf geworden.

Verharmlosende Begriffe

Die Denkblockade wäre weniger problematisch, wenn sie nicht so massive Konsequenzen hätte. Denn der diffuse „Kampf gegen Rechts“, der alleseits das wohlige Gefühl verbreitet, stets auf der richtigen Seite zu stehen, führt zu mindestens drei schädlichen Entwicklungen: Erstens verharmlost den Holocaust, wer Rechtskonservative oder Neue Rechte als „Rassisten“ oder „Nazis“ bezeichnet. Man beraubt sich so jedes spezifischen Begriffs für das wohl größte Verbrechen der Menschheit. So hat sich in den letzten Jahren auch die vom „Netz gegen Nazis“ praktizierte Unsitte herausgebildet, jene, die nicht „rechtsextrem“ im Sinne unserer Verfassung sind, schlicht „extrem rechts“ zu nennen. Auf diese Weise muss man nicht deutlich sagen, welche Assoziationsketten man beim Leser auslösen will – eine Begriffsschöpfung in denunziatorischer Absicht also. Man mag die Positionen der Neuen Rechten abschaulich finden, aber das ist noch kein Kriterium für Verfassungswidrigkeit.

Zweitens verliert die Öffentlichkeit ein Gespräch für Gruppen, die eben nicht auf der plumpen Klaviatur der hitleristischen Ideologie spielen und dennoch rechtsextrem sind: Während alle eifrig die Hitlers und Goebells jagen, treiben diese neuen Rechtsextremisten auf ganz andere, unscheinbare Art ihr Unwesen, weil sie nicht in unsere Raster passen. Hierzu gehören auch Teile der NPD. Drittens beschädigt die Nicht-Unterscheidung zwischen „rechts“ und „rechtsextrem“ die politische Kultur, weil gesellschaftlicher Freiheitsraum zwar nicht *de jure*, aber *de facto* eingeschränkt wird. Größter Profiteur dieser Entwicklung ist spätestens seit Erstarben der Linkspartei die Union und größter Verlierer paradoxerweise die SPD.

Auch für die neue SPD-Führung gibt es nur zwei Möglichkeiten, will sie mittelfristig den Kanzler stellen: Rot-Rot-Grün oder das Gesundheitsministerium der Unionsparteien. Wer kein Linksbündnis will, wird die zweite Option mögen müssen. Ausgerechnet eine demokratische Rechtspartei könnte der SPD dabei behilflich sein. Angesichts dieser Aussichten mag Angela Merkel Opferlammer wie Martin Hohmann auch künftig zur Schlachttank führen, bevor sie die Fragen beantworten können, die ihnen nie gestellt wurden. Auf diese Weise sichert sie ihre Hegemonie. Vor diesem Hintergrund erhält dann auch ein von der CDU verantworteter „Comic gegen Rechts“ seinen machtpolitischen Sinn.

Die SPD wird sich entscheiden müssen, ob sie weiterhin dem undifferenzierten „Kampf gegen Rechts“ huldigen will und sich so zum nützlichen Idioten des bürgerlichen Lagers degradiert, obwohl sie doch eigentlich den „Kampf gegen Rechtsextremismus“ meint oder zumindest meinen sollte.

Mathias Brodtkorb ist Abgeordneter der SPD im Landtag von Mecklenburg-Vorpommern und gilt als einer der besten Kenner des rechten politischen Spektrums. Der studierte Philosoph und Grünist setzt sich für einen differenzierten Umgang mit der Rechten ein. Seit drei Jahren nutzt er dafür die von ihm gegründete Internetseite „Endstation Rechts“.



Daheim drehen, was sonst aus dem Ausland kam: Studenten der haitianischen Sine Ekol Jakmel beim Dreh für ihren ersten Film.

Foto: Richard Fleming

Der Traum von Nollywood

Haiti sucht nach einer eigenen Filmsprache und findet ein Vorbild in Nigeria / Von Richard Fleming

Am Strand von Jacmel, einer Kleinstadt an Haitis sturmzerzauster Südküste, steht eine Gruppe junger Leute in uniform hellblauen T-Shirts. Sie drängen sich um das Stativ, auf das eine Videokamera geschraubt ist, und versuchen einen Blick auf das Display zu erhaschen, auf dem die Wellen zu sehen sind. Einer hält einen tragbaren Reflektor, um Crew und Kamera vor der sengenden karibischen Sonne zu schützen; ein anderer trägt eine Mikrofonangel und hat Kopfhörer aufgesetzt. Er lauscht angespannt auf das Geräusch der Wellen. Ein Paar spaziert Arm in Arm am Meer entlang, es wirkt glücklich, auch wenn der Strand mit den zerborstenen Holzstützpfählen und herumliegenden Stämmen von Kokospalmen, mit den Bergen von Müll und Geröll eher endzeitlich als romantisch vermittelt.

Darsteller und Crew sind Studenten im ersten Semester an der Filmschule – der Sine Lkol Jakmel. Die beiden New Yorker David Belle und Andrew Bigosinski haben sie gegründet. Ursprünglich hatten die beiden hier ein Filmfestival ausgerichtet. Da waren bis zu 25 000 Leute aus Jacmel hier am Strand und sahen sich Filme auf einer Großbildleinwand an. „Wir haben uns ein ganzes Jahr lang abgerackert für ein Ereignis in einer Woche“, erzählt Bigosinski. „Es war ja auch alles wunderschön und unglaublich beliebt. Doch die Zustände auf Haiti machten es unmöglich, Konzerte als Sponsoren zu gewinnen. So haben wir uns überlegt, etwas auf die Beine zu stellen, das ein bisschen nachhaltiger ist.“ So gründeten sie die Filmschule, die mich eingeladen hat, einen einwöchigen Intensivkurs für Tonaufnahmen zu unterrichten.

Hits vom Fließband aus Lagos

Früher war Jacmel eine reiche und vornehme Hafenstadt. Jetzt sieht man überall die Spuren der Zerstörung, die Stürme und Armut und vor allem die vier Hurrikane dieses Jahres *Pay, Gustav, Hanna* und *Ike* hinterlassen haben. Eine steile Straße, die zum Wasser führt und einst dazu diente, zahllose Ballen Kaffee zum Kai hinunterzukarren, haben die reißenden Flutwasserströme zur Schlucht ausgehöhlt. Felsbrocken versperrten den Weg. Als hätte das Land nicht schon genug Probleme. Haiti ist das ärmste Land in der westlichen Hemisphäre, das gesamte Land ist fast vollkommen verkarstet, Regierung und Gesundheitssystem sind

de facto funktionsuntüchtig. Trotzdem kann nichts den Enthusiasmus der Filmstudenten dämpfen. Es macht hier in Haiti ja auch sonst niemand Filme. Und sie wissen, dass man mit keinem Medium so wirkungsvoll Geschichten erzählen kann wie mit einem Film.

„Als sie am ersten Tag ankamen, wussten sie nicht einmal, wie man eine Kamera einschaltet“, sagt Bigosinski. Jetzt, nur wenige Wochen später, drehen sie die ersten Szenen für ihren ersten Film. Gestern habe ich ihnen noch ein paar der simpelsten technischen Handgriffe gezeigt, wie man zum Beispiel einen simplen Tonmischer in Betrieb nimmt. Doch heute sind die Rollen verteilt, Jobs zugewiesen, und das Drehbuch ist in groben Zügen fertig.

Nachdem die Klasse in zwei Gruppen eingeteilt worden ist, zeichnen sich sofort zwei Tendenzen ab. Die einen drängt es zum Kommerziellen – das glückliche Paar, das den Strand entlangspaziert, könnte einer Seifenoper entstiegen sein. Sie agieren unter der Regie von Claudel „Zaka“ Chéry, einem drahtigen Jungen mit kurzen Dreadlocks, die er unter einer hellbraunen Baskenmütze trägt. Chéry macht sich nicht allzu viele Gedanken über Kunst. Worauf es ihm ankommt, sind die Emotionen seiner Darsteller. Sie sollen lachen, sollen kichern, und zwar bitte deutlich. Jedes Mal, wenn er am Schluss einer Einstellung „Cut!“ gerufen hat, stößt er einen Schrei des Entzückens aus. Man kann sich ihn gut vorstellen, wie er Musikvideos für eine Kompa-Band in der Hauptstadt Port-au-Prince in Szene setzt oder Statisten anfeuert, in einem Werbefilm für die hiesige Biermarke Prestige zu tanzen.

Das zweite Team wird von Eddy Louis Angel angeführt. Es trägt wie so viele intellektuelle Jugendliche rund um die Welt ein zerzaustes Revolutionsbärtchen und hat die wohl ehrgeizigsten Ziele von allen, weil er sich schon bei seinem ersten Dreh Gedanken über die internationale Rolle des haitianischen Films macht. „Haitianer sind Menschen im Aufbruch“, sagt er. „In Jacmel versucht jeder, nach Port-au-Prince zu gelangen. Doch kaum haben sie das geschafft, wollen sie weiter nach Santo Domingo und von dort dann in die Vereinigten Staaten.“ Der größte Teil der haitianischen Filmproduktion werde deswegen auch von Haitianern gedreht, die im Ausland leben. Man nennt sie auch das „zehnte Département“ – ein zehnter zu den neun

haitianischen Regierungsbezirken. Sie spielen im Alltag eine wichtige Rolle, weil sie viel Geld zurück auf die Insel schicken und bei ihren Besuchen Luxusgüter mitbringen, Elektrogeräte und Möbel und Computer. Die Auslandshaitianer importieren allerdings auch die Ideen der westlichen Kultur und ihrer Konsumgesellschaften. Und das sind Ideen, mit denen Eddy ein Problem hat. „Sie zeichnen ein Bild vom Leben in New York, Montreal und natürlich Miami, zu dem immer auch ein Mädchen gehört, das nie irgendwelche Rechnung zu bezahlen hat, ein schönes Auto fährt und sorgenlos in den Tag hineinlebt. Die Leute hier sehen so etwas gern, weil sie diesen Lebensstil für die amerikanische Wirklichkeit halten.“

Geld verdienen, egal wie

Man kann es auch umgekehrt sehen. David Belle, Leiter der Filmschule, meint: „Haitis Probleme sind unter anderem darauf zurückzuführen, dass das Land missverstanden wird. In den Medien wird es meist aus einer sehr vereinfachten, negativen Perspektive gezeigt. Dabei geht es immer um Gleiche: Gewalt, Voodoo und bitterste Not. Wir glauben, dass Haiti langsam mal ein ausgewogeneres Selbstbild vermitteln könnte, indem es zum Beispiel die Filmstudenten mit ihrer eigenen Stimme sprechen lässt und weniger auf fremde Stimmen hört.“

Das klingt wie so viele dieser utopischen Strategien, die helfen sollen, dem schwer gebeutelten Land auf die Sprünge zu helfen. Allerdings haben die beiden Filmschulgründer bei ihrem Konzept keineswegs Hollywood vor Augen. „Wir halten uns an das pragmatische Beispiel von Nollywood“, sagt Belle. Nollywood ist der Name für Nigerias Filmindustrie in Lagos, die direkt auf DVD aufnimmt und Low-Budget-Hits zu Tausenden wie am Fließband produziert. Die Filme sehen so billig aus, wie sie produziert wurden, doch in Afrika sind die enorm erfolgreich. Weil sie mit schlichten Mitteln afrikanische Geschichten erzählen, die den Menschen dort doch näher sind als die Geschichten in den teuren Hollywoodfilmen.

„Tunde Kulani, einer von Nigerias bedeutenden Produzenten, kam hierher und hielt ein Seminar über das Produzieren“, erzählt Bigosinski. „Er betonte, wie wichtig es ist, stets die Kosten im Auge zu haben. Dann zeigte er, wie man Pas-

santen dafür gewinnen kann, umsonst in einem Film mitzuwirken. ‚Kauft eurem Darsteller keine Cola, wenn er aus einer Flasche trinken soll. Sucht lieber eine leere Flasche und füllt sie mit Wasser.‘ Das hat vielen unserer Studenten die Augen geöffnet.“

David Belle betont, dass seine Studenten dringend darauf angewiesen seien, möglichst bald Einkommen zu generieren. Egal wie. „Es kommt nicht darauf an, ob sie einen Werbespot für eine Tankstelle drehen, eine Hochzeit filmen oder ein Musikvideo aufnehmen. Was zählt ist, dass sie Geld verdienen, sonst werden sie bald keine Filme mehr drehen können.“ Künstlerisches Dogma kann sich hier niemand leisten. Und doch geht es letztlich um mehr als nur um ein Handwerk.

In der Florita-Bar, einer etwas heruntergekommenen Kneipe in einem dieser wunderschönen Backsteinlagerhäuser im viktorianischen Stil, bereiten wir uns auf die letzte Einstellung des Tages vor. Beiden Gruppen wurde dieselbe Aufgabe gestellt: Sie sollen den Dialog zwischen einem Paar aufnehmen, das dabei ist, seine Beziehung zu beenden.

Eddy gestaltet die Szene, indem er die Sprechenden zeigt, wie sie vom Spiegel hinter der Bar reflektiert werden. Im Vordergrund poliert der Barkeeper die antike Mahagoni-Oberfläche. Eine etwas gewollt künstlerische Einstellung. Eddy erzählt, er habe hier in der Filmschule erstmals das Gefühl, tatsächlich in Jacmel das verwirklichen zu können, was er sich als Künstler schon immer erträumt hat. „Wir sind stolz darauf, Haitianer zu sein“, sagt er. „Wir wollen hier nicht weg.“ Dann fährt er fort: „Die Schule ist wie ein Versuchslabor. Man sieht, dass etwas existiert, dass es wirklich da ist. Doch erst wenn man vor der Filmkamera steht, wird einem bewusst, dass man seine eigenen Filme drehen kann.“

Früher, sagt er, „warst du ganz auf dich gestellt; und wenn im Land nichts mehr lief, dachtest du bloß noch, jetzt musst du etwas unternehmen, irgendetwas, um an Essen zu kommen. Die Kunst kannst du vergessen. Manchmal, wenn es gar zu schlimm wurde, wollte ich aufgeben. Heute schaue ich in diese Kamera und sage zu mir: Das ist dein Bild, und dein Skript. Das ist alles deines.“

Der Autor ist Filmemacher und Schriftsteller. Im Oktober erschien sein Buch „Walking to Guantanamo“.



Serie Piper 3233. 351 Seiten. € 9,90



Serie Piper 4271. 351 Seiten. € 12,90



Serie Piper 5304. 304 Seiten. € 9,95

Die Trilogie enthält die Beiträge dreier vielbeachteter Symposien in München, an denen Wissenschaftler von internationalem Ansehen mitwirkten.

www.piper.de

SERIE
PIPER